



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Stockhammern, Franz von: Aus Geheimberichten an den Grafen Hertling
(1915-1917). VII.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

ist. Es kann keine Frage sein, daß auch in der organisierten Arbeiterschaft diejenige Richtung früher oder später doch die Oberhand bekommen wird, die ihre ganze gewerkschaftliche Organisationsarbeit in bewußter Weise einstellt auf die Linie der nationalen, der sozialen und der christlichen Gesinnung. Es wird noch harte Kämpfe geben, ehe dieser Grundcharakter der Zeit sich im gewerkschaftlichen Leben durchgesetzt haben wird. Aber die Eierschalen des überlebten Marxistischen Geistes werden doch abgestoßen werden müssen, wenn die organisierte Arbeiterschaft der gesunde Träger des politischen und des wirtschaftlichen Lebens im neuen Deutschland werden will.



Aus Geheimberichten an den Grafen Hertling

(1915—1917)

Von Franz von Stockhammern, Ministerialdirektor im Reichsfinanzministerium

VII.

Luzern, den 19. September 1916.

Ich fahre heute zu meinem vatikanischen Gewährsmann, um ihn vertraulich über die Anhaltspunkte zu befragen, die er für die von ihm bei meinem letzten Besuch geäußerte Anschauung hat, daß wir mit Rußland etwas machen könnten. Es schwirren in dieser Hinsicht derzeit verschiedene Gerüchte durch die Schweiz, wobei nur zu wünschen ist, daß wir nicht wieder als derjenige dastehen, der mit dem Hut in der Hand wartet, ob ihn nicht ein Wagen mitnimmt. Sollten sich wirkliche greifbare Anknüpfungspunkte ergeben, so ist unser erstes und stärkstes Interesse, das zum Ausdruck kommt, daß die Russen uns aufgesucht haben.

Ich habe in Zürich, wohin ich zu diesem Zweck eigens fuhr, Herrn Adolf Müller aus München gesehen, dessen ruhige und besonnene Art ihn denn auch in besonderem Maße geeignet erscheinen läßt, mit maßgebenden Neutralen zu verhandeln. Ich fand ihn diesmal sehr ernst gestimmt, woraus zu schließen gestattet ist, daß sein Schweizer Gewährsmann, der Deutschland aufrichtig freundlich gesinnt ist, unsere Lage mit Sorge betrachtet. Davon, daß Rußland zu haben wäre, ist diesem Herrn etwas Greifbares nicht bekannt. Rückichtlich Frankreichs hat auch Herr Müller, der sich lange Zeit etwas von diesem Lande erwartete, derzeit jede Hoffnung aufgegeben. So müssen sich, aller Enttäuschungen ungeachtet, die Augen derer, die nach Frieden ausschauen, immer wieder nach Rußland richten, wobei wir, sollen wir nicht für Österreich zum Schluß verbluten, irgend jemand zum Begleichen der Beche heranziehen müssen.

Zürich, den 15. Oktober 1916.

Ich erlaube mir den Abdruck meines Berichtes an . . . beizulegen mit der nur für Euer Exzellenz bestimmten vertraulichen Bemerkung, daß Graf L., der den Frieden aufrichtig wünscht, sehr unter dem ungünstigen Eindruck der

über unsere Fühler in Rußland verbreiteten Zeitungsnachrichten stand. Es ist das reine Verhängnis, daß, sooft wir etwas Derartiges unternehmen, die Sache in die Presse kommt. Der Hauptübeltäter ist diesmal die¹⁾ Zeitung „Neue Zürcher Nachrichten“, die vor einiger Zeit mit geheimnisvollen Andeutungen davon sprach, daß zwischen Rußland und Deutschland etwas vorgehe. Selbstverständlich haben die Russen, als die Sache weiter um sich griff, sofort dementiert, und wir mußten wohl oder übel in der „Kölnischen Zeitung“ nachfolgen. Ich sah, daß Graf L. über die Ungeschicklichkeit unserer Preßgebarung sich seine ganz bestimmte Meinung gebildet hat, wenn er sie allerdings entsprechend seiner gemessenen und abgewogenen Art für sich behält.

Zürich, den 23. Oktober 1916.

Ich hatte letzter Tage Gelegenheit, einen hier lebenden, mir bestens bekannten Freund des Schweizer Generalstabschefs Sprecher von Bernegg zu treffen. Mein Gewährsmann hat den Generalstabschef in den letzten Wochen wiederholt gesehen. Er ist Deutscher, sein Zeugnis über Sprecher ist verlässlich. Oberst Sprecher hat diesem Herrn gegenüber seine Ansicht vertraulich dahin ausgesprochen, daß er unsere Lage militärisch für gut halte, daß er dagegen in Sorge sei, ob wir die Sache wirtschaftlich bis zu dem von der Entente vorläufig in Aussicht genommenen Termin aushalten. Welchen Termin Sprecher meint, vermochte mein Gewährsmann mit Sicherheit nicht zu ermitteln; er hatte den Eindruck, daß der Generalstabschef eher mit 1918 als mit 1917 rechnet.

Zürich, den 28. Oktober 1916.

Bedeutungsvoll ist die hieher gelangte Meldung über die Absicht des Herrn Briand, demnächst, wohl in erster Linie zum Zweck der Hochhaltung der Stimmung im Lande, eine Wahlrechtsreform auf breitester Grundlage anzukündigen, die von dem Gedanken beherrscht ist, die ungeheuerlichen Lücken, die der Krieg in die Wählermassen vorzugsweise des Radikalismus gerissen hat, auszufüllen, und zwar unter Heranziehung aller irgendwie stimmfähigen Elemente. Es ist dies eine Sache, die in Preußen zu denken geben könnte. Erzellenz M., der sich gegenwärtig hier zwecks Besprechungen aufhält, hat mir auseinandergesetzt, daß angesichts der großen neuen Opfer, die die Nation in nicht ferner Zeit mit der Erhöhung der Jahresgrenze von 45 auf 50 Jahre und mit der zwangsweisen Beschäftigung der verwendbaren Frauen in der Erzeugung von Munition und sonstigem Kriegsbedarf auf sich nehmen müsse, die Reichsleitung auf Preußen im Sinne einer Demokratisierung des Wahlrechts einwirken müsse, widrigenfalls die Arbeiter, soweit sie politisch und wirtschaftlich organisiert seien, nicht mehr zu halten seien. Merkwürdigerweise hat Prälat St. gestern bei mir denselben Faden gesponnen und gesagt, daß eine Änderung des preußischen Wahlrechts einer der wichtigsten Faktoren für eine Beschleunigung des Friedens sein würde, da, wie er auf Grund der von ihm gewonnenen Eindrücke behaupten zu können glaubt, gegen das ausschließlich von der preußischen

¹⁾ Von Erzberger beeinflusst. U. d. R.

Reaktion geleitete Deutschland auch nach dem Kriege allenthalben in Europa das größte Mißtrauen bestehen werde.

Hinsichtlich der Friedensfrage war Erz. M. auf Grund seiner Berner Eindrücke sehr trübe gestimmt. Die Aussichten seien schlechter als je, wenn auch nicht zu leugnen sei, daß sowohl in England als in Frankreich die Kriegsmüdigkeit zunehme. Wer aber nicht kriegsmüde sei, das seien die Regierenden, und auf deren Zähigkeit komme es allein an, solange die Zensur bestünde.

Bern, den 19. November 1916.

Ein englischer Politiker, der sich seit einigen Tagen hier aufhält, hat meinem neutralen Kollegen K. gegenüber die Frage einer Verschärfung des U-Bootkrieges in interessanter Weise ungefähr folgendermaßen behandelt:

Der Engländer — wir fühlen uns in allen Fragen, die unsere Seegelung betreffen, als kompakte Masse — steht einer Verschärfung des deutschen Unterseebootkrieges wesentlich anders gegenüber als einer etwaigen Ausdehnung seines geographischen Aktionsradius. Soweit sich eine derartige Verschärfung insbesondere gegen die englische Küste und gegen die Sicherheit des militärischen Transportweges nach Frankreich richten sollte, würde England sie als unmittelbare Bedrohung seines Lebensnervs betrachten und demgemäß die Waffen nicht eher niederlegen, als nicht seine traditionelle maritime Überlegenheit auch auf dem hier in Betracht kommenden technischen Sondergebiet wiederhergestellt ist. Die letzte Rede von Asquith hat gezeigt, wie schlecht Winston Churchill bei Beginn des Krieges prophezeit hatte, als er von einer unmittelbar bevorstehenden Zerkümmung der deutschen Flotte sprach. Schon diese Enttäuschung empfindet man in England sehr er. Darüber hinaus jedoch in ihrer insularen Sicherheit sich ernsthaft bedroht zu sehen, ertrüge die Nation nicht. Es wäre jedoch verfehlt zu glauben, daß Großbritannien etwa den Mut verlieren würde. Ich und mit mir meine politischen Freunde sind für einen anständigen Frieden, wir sind aber auch der Meinung, daß eine derartige Aufspitzung des englischen Nationalgefühls, wie eine Verschärfung des deutschen Unterseebootkrieges in der eingangs erwähnten Richtung sie zur sicheren Folge haben würde, jede Aussicht auf Frieden auf unbestimmte Dauer vereiteln würde. Dieser unser Standpunkt ist lediglich psychologisch zu verstehen und in kurzen Worten dahin zu erläutern, daß das Gefühl, Großbritannien könne von Deutschland auf dem Meer bezwungen und in seinen insularen Privilegien ernsthaft bedroht werden, auch den letzten Engländer auf den Plan rufen und selbst schon erschöpfte Kräfte der Nation zu neuem Leben und zu neuem Widerstand aufrütteln würde.

Derselbe Gedankengang macht es begreiflich, daß die Lustangriffe, die die Deutschen auf englisches Gebiet unternehmen, eher geeignet sind, die Bevölkerung der in Betracht kommenden Provinzen mürbe zu machen. Der Lustkrieg ist eine Erscheinung der allerneuesten Zeit, er ist ohne Traditionen, die Gegner stehen sich unter gleichen Bedingungen gegenüber. Die Schädigungen, die England durch die Raids von Zeppelin und Fliegerabteilungen erleidet, erzeugen selbstverständlich alles eher als Liebe zu Deutschland, aber sie rühren nicht an den englischen Nationalstolz, der sich durch jede verunglückte englische Aktion zur See und ganz besonders im Kanal in seinem innersten Kern verletzt fühlt. Die Bevölkerung, nicht

an letzter Stelle jene von London, leidet unter den Luftaktionen der Deutschen schwer, betrachtet sie so ziemlich als die unangenehmste Beigabe des ihm ohnehin unbequemen Kriegszustandes, sie beurteilt aber die Erfolge oder Mißerfolge des Luftkrieges nicht vom point d'honneur, wie dies beispielsweise ganz England einmütig gegenüber dem Angriff getan hat, den die Deutschen im Kanal gegen Folkestone mit verblüffender Kühnheit unternommen haben.

Ich glaube meine und meiner politischen Freunde Ansicht dahin zusammenfassen zu können, daß Deutschland durch eine etwaige weitere technische Verschärfung seines Unterseebootkrieges in der Richtung gegen unsere Küsten und gegen die Sicherheit des Kanals zwar vielleicht der Welt gegenüber auf einige Zeit zeigen kann, daß sich das Verhältnis unserer maritimen Potenz verschoben hat. Ebenso sicher aber ist, daß England auch kein Opfer scheuen und den Kampf nicht eher aufgeben wird, als bis es der Welt gezeigt hat, daß diese Verschiebung im Verhältnis der Seegeltung der beiden Länder eine lediglich vorübergehende war.

Luzern, den 28. November 1916.

In Berlin scheint man für die nächste Zeit an eine an die Neutralen zu richtende Kundgebung im Sinne des Friedens zu denken, da Erzellenz von Mühlberg, wie ich vertraulich zu berichten mir erlauben möchte, um Vorlage des Entwurfs einer Art Manifest oder Note ersucht worden und gestern telegraphisch moniert worden ist. Herr von Mühlberg hat das Elaborat, das sehr schön redigiert und weitschauend angelegt ist, mit einer Verwahrung vorgelegt, die dahin ging, daß er die Verwendung des Entwurfs im gegenwärtigen Moment für inopportun halte und keine Verantwortung dafür übernehmen wolle.

Bern, den 29. Dezember 1916.

(Telegramm.) Ich stehe unter dem Eindruck, daß ein positives Ergebnis der derzeitigen Friedensaktionen äußerst unwahrscheinlich ist, und zwar auf Grund eingehender Rücksprache mit Monf. Marchetti und meinem neutralen Freunde S., die übereinstimmend sich dahin äußerten, daß die Stimmung in Frankreich zwar zweifellos für Ermöglichung eines raschen und ehrenvollen Friedens sei, daß die Regierung aber derartige Stimmungen nicht aufkommen lassen werde. Die führenden Elemente der Friedensbewegung in Frankreich stünden den Maßnahmen der Regierung wehrlos gegenüber, da sie durch die theatralisch inszenierte, diplomatisch jedoch nicht vorbereitete Friedensaktion Berlins und Wiens (vom 12. Dezember 1916) vollkommen überrascht worden seien. Dasselbe trifft für die Friedensströmungen in den übrigen Ententeländern zu. Was die maßgebenden Kreise in Paris betreffe, so seien sie überzeugt, daß der Schritt der Centralmächte durch Notwendigkeiten innerpolitischer und wirtschaftlicher Natur diktiert worden sei. Man glaube insbesondere sicher zu wissen, daß Osterreich-Ungarn nicht in der Lage sei, durchzuhalten. Man rechne ferner auf die im stillen sich vorbereitenden österreichisch-deutschen Zerwürfnisse, nicht zuletzt im Hinblick auf die nächste Umgebung Kaiser Karls, wobei die Herzogin von Parma im Vordergrund stehe. Diese Argumente würden von der Mehrheit des Parlaments für durchschlagend erachtet.

Die pathetische Note des Beschlusses des französischen Senats habe das Vertrauen der Verbündeten auf die Widerstandskraft Frankreichs neu belebt. Die maßgebenden parlamentarischen Kreise von Paris hielten das Scheitern der Aktion sowohl der Centralmächte als der Neutralen für sicher, eine Wiederaufnahme derartiger Demarchen vor militärischer Entscheidung 1917 nicht wohl für möglich. Mein Freund hat sich hinsichtlich der Stellung Englands in ähnlichem Sinne geäußert. Nach seinen Darlegungen fühle sich Lloyd George nicht hinreichend sicher. Er könne ein Einlenken nicht riskieren, ehe England nicht zu der von ihm in Aussicht gestellten äußersten Anstrengung ausgeholt habe. Die englische Admiralität rechne zwar jetzt schon mit einer Verschärfung des deutschen Unterseebootkrieges. Sie sei wegen seiner eventuellen Rückschläge auf den Handel und die Lebensmittelzufuhr Englands, sowie auf die Sicherheit der militärischen Transportwege nach Frankreich besorgt. England werde dieses Risiko jedoch auf sich nehmen. Es werde auf dem Festlande um so größere Anstrengungen machen und alle Kräfte einsetzen, um ein Gelingen der kombinierten englisch-französischen Frühjahrsaktion 1917 zu sichern. Der letzte Erfolg Ribelles vor Verdun habe in starkem Maße dazu beigetragen, die Zuversicht der Verbündeten auf den Erfolg der beabsichtigten Aktionen zu erhöhen.



Zur Psychologie des wirklichen und des scheinbaren Musikverständnisses

Von Dr. R. Hohenemser



er ist musikalisch? Die Beantwortung dieser Frage hat schon viel Kopfzerbrechen verursacht, und Billroth, der berühmte Arzt und zugleich verständnisvolle Freund von J. Brahms und Ed. Hanslick, hat ihr eine besondere psycho-physiologische Studie gewidmet (Wer ist musikalisch, nachgelassene Schrift von Theodor Billroth, herausgeg. von Ed. Hanslick, Berlin, 1895). Freilich sind, so interessante Einzelheiten er auch bietet, seine Ergebnisse wenig befriedigend und nicht scharf umrissen, und daran hätte sich vermutlich nichts geändert, auch wenn er nicht angeichts des nahen Todes gezwungen gewesen wäre, einen Teil seiner Gedanken nur zu skizzieren. Immerhin kann uns die Schrift zum Anknüpfungspunkt unserer Betrachtungen dienen.

Mit vollstem Recht hebt Billroth hervor, daß, da die Musik, wie sie sich in unserem Kulturkreis ausgebildet hat, aus verschiedenartigen Elementen besteht, erst das Zusammentreffen der Veranlagung für diese verschiedenen Elemente den musikalischen Menschen ausmacht, daß also die musikalische Begabung mehrere Teilbegabungen in sich schließt. Wem z. B. der Sinn selbst